

Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haberischen Schmeichler, der nun endlich den Lohn empfangen habe und im Kistchen sitze.

„Aber eben“, fuhr er fort, „je großartiger sich einer aufbläht, je tyrannischer gegen seine Mitarbeiter, desto größer das Vertrauen von oben. Die Direktion ist dabei nicht ohne Schuld. Sie hat dem Mann den Kopf groß gemacht und sitzt jetzt mit in der Patzsch.“

„Verzeihung! Sind Sie schon lange in Stellung bei Schmetter & Co.?“

„Vierzehn Jahre. Der älteste Kanzlist.“

„Da werden Sie sicher jetzt die Prokura erhalten, nicht?“

„Bewerben werde ich mich um den Posten. Aber man sollte eben mehr Beziehungen haben in Sachen Verwaltungsräten. Hinter den Kulissen spielt sich mehr ab, als auf der Bühne.“

„Hören Sie, Herr Stüderli, ich werde mich für Sie einsetzen. Ich kenne einige Herren von Format, die da ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben.“

Kanzlist Stüderli reckte sich in die Höhe.

„Aber mein Herr, Sie kennen ja nur meinen Namen, und ich weiß zudem auch nicht, mit wem ich die Ehre habe . . .?“

„Spielt keine Rolle, Herr Stüderli. Sie sind als pflichtbewußter Angestellter im ganzen Städtchen bekannt. Ihre Neußerungen bewiesen mir, wie sehr Ihnen das Wohl der Firma am Herzen liegt, und das scheint mir Empfehlung genug zu sein. Was meine Wenigkeit anbelangt, so tut der Name wirklich nichts zur Sache. Sollten meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein, dann, werter Herr Stüderli, ist's sicher zum Kennenlernen noch früh genug.“

Stüderli stotterte etwas von gewaltigem Dank, aber der unbekannte Menschenfreund versperrte ihm mit der Bitte, noch einige Angaben über Geschäftliches zu machen, welche ihm notwendige Unterlagen für seine Begutachtung darstellten, den Weg zu weiteren Kniefällen. Während der Einflußreiche stenographierte, nahm in Philipps Geiste langsam die Erkenntnis überhand, daß das schlechte Urteil über die Menschen sicher nicht allgemeine Richtigkeit beanspruchen könne. Der Abschied der Zwei war kurz und herzlich, und Herr Stüderli wäre unter keinen Umständen einverstanden gewesen, wenn der Fremde die Beche beglichen hätte.

Kurz nachdem der Kanzlist beim hintersten Stehpult der Direktion sein Bewerbungsschreiben hatte zukommen lassen, öffnete der Direktor folgendes Schreiben:

„. . . und es ist mir denn auch, trotz großer Hemmnisse und Schwierigkeiten gelungen, Ihren Kanzlisten Philipp Stüderli regelrecht zu interwiewen. Daß er in Tat und Wahrheit Verwaltungsrat und Direktion respektlos bekrittelt, werden Ihnen nachstehende Auslagen, welche er am 17. dies im Gasthaus zum „Löwen“ gemacht hat, beweisen . . .“

Stets gerne in Ihrem Auftrage arbeitend, verbleibt

Mit vorzüglicher Hochachtung,

Rolf Knogge, Privatbedektko.

Sehnüchtig schweiften die Blicke des Kanzlisten Stüderli zum Fenster hinaus. Ach, wer doch hinauswandern könnte in die herrliche Frühlinglandschaft! Zum Teufel, war das nicht jener Herr vom „Löwen“, welcher vor dem Direktionsgebäude die schmiffige Limousine bestieg? — Der Wagen verschwand um die Ecke. Das Blut pulsierte schneller durch Philipps Schreiberadern. Ob jener wohl der Prokura wegen mit dem „Alten“ verhandelt hatte? — ?

Zwei Stunden später verließ der Ausläufer mit einem großen, gelben Briefumschlag das Direktionskontor und suchte den Mann am hintersten Stehpult auf. Zitternd vor Erregung öffnete Stüderli.

„. . . und wenn es noch einmal vorkommen sollte, daß Sie, in Ihrer Eigenschaft als Arbeitnehmer, die Leitung der Firma in herabwürdigender Weise mit falschen Tatsachen belasten, fassen wir uns genötigt — ungeachtet der vielen Dienstjahre — mit der Entlassung zu antworten. Die Bewerbungspapiere für die Prokuristenstelle erhalten Sie in der Beilage zu unserer Entlastung zurück. Einer mündlichen Erörterung der penniblen . . .“

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

2. Fortsetzung.

„Darum handelt es sich nicht, Dieten. Ich bin zu allem bereit. Es gibt nichts, was ich für dich nicht täte.“

„Für mich?“ Auf ihrer Stirn stand eine drohende Falte. „Ich verlange nichts für mich. Ich bin mit allem zufrieden.“ Sie schluckte schwer. „Ich leide nur darunter, wenn ich sehe, was für ein erbärmliches Leben du führen mußt.“ Sie sah ihn voll unendlicher Liebe an. „Das kann ich bald nicht mehr ertragen, Peter.“ Sie lächelte ihm zu. „Dummes Gerede! Man kann alles ertragen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht alles, Dieten. Hör' zu, dieser Keridan verlangt Bürgschaften.“

„Wofür?“

„Für das Geld, das er mir anvertraut.“

„Womit kannst du bürgen?“

„Ich soll dich als Pfand zurücklassen, Dieten.“

Sie riß die Augen auf.

„Mich als Pfand?“

„Er verlangt, daß du während meiner Abwesenheit in seiner Villa in Dahlem wohnst.“

„Das ist unerhört!“ Ihr klares Gesicht wurde hart und böse.

„Was erlaubt sich dieser Kerl?“

„Natürlich von seinem Standpunkt aus kann man diese Vorsicht verstehen, nämlich, das Geld, das ich nach der Schweiz schaffen soll, ist sozusagen vogelfrei.“

„Was heißt das?“

„Nun ja, es ist vogelfrei. Ich könnte das Geld unterschlagen, und Keridan hätte keine Möglichkeit, dagegen etwas zu unternehmen.“

Sie sah vor sich auf den Tisch.

„Und was hast du auf seinen Vorschlag erwidert?“

„Ich habe selbstverständlich abgelehnt.“

„Und er?“

„Er hat mir bis morgen Mittag Bedenkzeit gegeben. Du sollst entscheiden, meinte er.“

Sie blickte ihm in die Augen.

„Und was erwartest du von mir, Peter?“

„Ich erwarte von dir, daß du nein sagst.“

„Obwohl du weißt, daß wir nur knapp fünfzig Pfennige im Vermögen haben? Obwohl du weißt, daß wir am 1. April aus dieser Wohnung raus müssen?“

„Ja, obwohl ich das alles weiß.“

„Und was wird geschehen?“

Er machte eine Gebärde der Ungebuld.

„Das kann ich doch heute nicht sagen. Irgend etwas wird schon geschehen.“

Sie starrte in die Luft.

„Ja, irgend etwas geschieht immer.“

Dann versank sie in tiefes Nachdenken. Hollbruch rauchte schweigend die Zigarette.

„Dieser Keridan ist ein Idiot“, erklärte Dieten nach einer Weile mit großer Bestimmtheit. „Welche Garantie bietet es ihm, daß ich in seiner Villa schlafe? Kannst du es mir erklären?“

„Nun, dann weiß er, daß ich seinen Auftrag zuverlässig ausführen und zurückkehren werde, um dich auszulösen.“

„Du bist ein Narr, Peter. Kann mich Keridan einsperren und der Freiheit berauben? Das ist doch einfach lächerlich. Ich brauche nur das Ueberfallkommando anzurufen, um zu jeder Stunde, die mir paßt, das Haus verlassen zu können.“

„Du glaubst doch nicht im Ernst, daß es in deinem Zimmer einen Telephonapparat geben wird?“

„Und du scheinst tatsächlich anzunehmen, daß es in dieser Dahlemer Villa ungefähr so zugeht wie in einem Kriminal-

roman mit gefangengehaltenen Sekretärinnen, die auf der letzten Seite Beamte von Soctland Yard heiraten.“

Hollbruch gab keine Antwort. Er fühlte sich mit einemmal so tief erschöpft, daß er nicht mehr die Kraft hatte, noch länger über Keridan zu sprechen.

„Wir wollen schlafengehen, Dieten. Ich bin sehr müde.“

5. Kapitel.

In dem großen Schlafzimmer standen zwei Betten und ein Sessel. Der Wind rüttelte an den Fensterladen. Es hatte aufgehört zu regnen. Dieten lag mit offenen Augen da und starrte ins Dunkel. Je länger sie über die Forderung Keridans nachdachte, desto inbrünstiger haßte sie diesen Mann.

„Warum schläfst du nicht, Dieten?“ fragte Hollbruch vorwurfsvoll.

„Ich kann nicht schlafen, Peter. Ich muß denken.“

„Was mußt du denken?“

„So vielerlei.“

„Willst du mir nicht sagen, was du denkst?“

„Ja, ich kann es dir sagen. Weißt du, Peterchen, ich bin ganz vergiftet von Haß.“

„Wen haßt du denn so sehr?“

„Diesen Keridan, weil er uns so sinnlos demütigen will.“

Sie seufzte auf. „Ich bin ganz schlecht vor lauter Haß.“

„Du kannst niemals schlecht sein, Dieten.“

„Du ahnst nicht, was für böse Instinkte in mir erwachen, wenn ich gereizt werde und wenn dir jemand wehtun will. Ich erschrecke vor mir selber.“

Er streichelte besänftigend ihre Wange.

„Darf ich dir sagen, Peter, was ich mir überlegt habe?“

„Du darfst mir alles sagen, Dieten.“

Sie richtete sich ein wenig auf.

„Wenn wir diese drei- oder viertausend Mark bekommen, was geschieht mit dem Geld? Wir werden, wie ich uns kenne, die kleinen schäbigen Schulden bezahlen und uns irgendwo ein billiges möbliertes Zimmer mieten. Und eine Woche später werden wir genau dort stehen, wo wir heute sind. Stimmt das oder stimmt es nicht?“

„Das stimmt, aber —“

„Einen Augenblick, Peterchen. Ich will damit nur sagen, daß es sich nicht lohnt, sich zu demütigen und eine ehrlose Tat zu begehen, denn es ist uns doch klar, daß es eine Ehrlosigkeit ist, 800 000 Franken nach der Schweiz zu schmuggeln, ganz gleich, ob dein Keridan ein Schieber ist oder nicht.“

„Du vergißt, daß es sich um 650 deutsche Arbeiter handelt.“

„Ich glaube nicht an dieses Märchen von den deutschen Arbeitern, die ihr Brot verlieren würden, aber das ist ja ganz egal, vor dem Gesetz machst du dich strafbar, auch wenn du das Geld aus den edelsten Motiven verschiebst.“

„Das weiß ich alles selber, Dieten“, erklärte er ein wenig ungeduldig. „Was willst du eigentlich sagen?“

„Ich will sagen, daß kleine Lumpereien unverzeihlich sind, weil sie dumm sind.“

„Und die großen Lumpereien?“ fragte er spöttisch.

„Die großen Lumpereien haben die Entschuldigung der Größe für sich. Und außerdem, wenn ein Mensch es sich erlaubt, gegen uns mißtrauisch zu sein, dann soll er recht behalten.“

„Schön, aber ich verstehe nicht, was du mit all dem meinst.“

„Hör' mich an, Peter, ich bin bereit, zu Herrn Keridan zu gehen und in seiner Villa eine Nacht lang als Geißel zu bleiben, aber unter einer Bedingung.“

„Was für eine Bedingung?“ fragte er schweratmend.

„Es darf sich nicht um viertausend Mark handeln, das wäre schäbig und ein sinnloses Opfer. Du mußt —“, ihre Stimme zitterte, „du mußt das ganze Geld für dich behalten.“

„Du bist ja verrückt!“ schrie er außer sich.

„Ich bin gar nicht verrückt, Peter. Ich denke nur logisch, ebenso logisch wie Herr Keridan. Die Idee stammt von ihm, gut, sie soll ausgeführt werden. War er es nicht, der dich darauf hingewiesen hat, daß dieses Geld vogelfrei sei? Was kann dir geschehen? Nichts.“

„Genug, Dieten! Ich will nichts mehr hören“, rief er empört. „Ich bin doch kein Dieb.“

„Du bist sehr komisch, Peter. Du findest nichts dabei, eine ehrlose Tat zu begehen, die einem andern Vorteile bringt, und dafür ein kleines Trinkgeld anzunehmen, aber wenn es sich um deinen eigenen Vorteil handelt, wirst du mit einem Schlag feinfühlig.“

„Es ist genug, sage ich.“

„Na, wie du willst, Peterchen“, antwortete sie gleichmütig. „Wenn für dich das Geld der Schieber sakrosankt ist, dann soll es mir recht sein.“

„Keridan ist kein Schieber.“

„Das glaubst du doch selber nicht, Peterchen.“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Du willst es nur glauben, um deine Tat besser vor dir zu rechtfertigen.“

Er gab keine Antwort mehr.

Die Stunden verrannen. Der Wind sauste durch die Nacht. Hollbruch und seine Frau lagen wach. Ihre Herzen waren von Bitterkeit erfüllt. Ihre Gedanken formten Vorwürfe und Verteidigungen. Sie waren von dem Streit um das Geld vergiftet, das jenem Mann Keridan gehörte.

Das fahle Dämmerlicht kam schon durch die Fenster, als Hollbruch verzweifelt nach der Hand seiner Frau tastete.

„Dieten, mein Liebes, du mußt endlich schlafen.“

Er hörte sie leise weinen. Das Schluchzen machte ihn wehrlos.

Er schloß sie in seine Arme.

„Dieten, sei doch vernünftig!“

„Oh, ich hasse das Glend“, wimmerte sie, „weil es uns schlecht und böse macht. Wir wissen nicht mehr, was recht und was unrecht ist. Ich schäme mich vor dir. Du bist viel besser als ich, Peterchen.“

„Wie kannst du das sagen, Dieten, mein Geliebtes! Ich bin tausendmal schlechter als du.“

„Mein Herz und meine Gedanken sind voll von lauter Bösem. Haben wir zwei kein Recht zu leben? Sind wir zum Tod verurteilt? Wer hat uns verurteilt? Warum dürfen wir uns nicht wehren? Warum müssen wir stumm den Kopf hinhalten? Ich bin wie ein gehegtes Tier, das sich verteidigt und nicht sterben will. Nein, es geht gar nicht um mich, es geht um dich.“ Sie schrie hysterisch auf. „Ich kann deine verzweifelt traurigen Augen nicht mehr sehen, Peterchen. Ich kann deinen enttäuschten Mund nicht mehr sehen. Es macht mich krank und lebensmüde.“

„Dieten, mein Kind, sprich nicht so!“

„Ich kann es sehr gut begreifen, daß du keine ehrlose Tat begehen willst, Peter. Aber da wir den hohen Preis für das Leben nicht bezahlen wollen, so müssen wir sterben.“ Sie umklammerte ihn mit beiden Armen und rief sehnlich: „Wir wollen sterben, Peter. Wir haben kein Gas, wir haben keinen Revolver, wir können uns kein Gift kaufen, wir werden ins Wasser gehen. Ertrinken kostet kein Geld.“

Hollbruch sah mit grauenhafter Deutlichkeit sich und Dieten tot und aufgedunsen im Wasser treiben. Als er die beiden Leichen erblickte, erschien es ihm mit einemmal als das Leichteste und Selbstverständlichste, dem widerlich schönen Mann Keridan das Geld wegzunehmen.

„Nein, Dieten, wir wollen leben“, sagte er mit einer harten und entschlossenen Stimme.

6. Kapitel.

Als Dieten erwachte, war es acht Uhr. Hollbruch schlief noch. Er lag auf dem Rücken und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Dieten blickte zärtlich in sein zerquältes Gesicht und flüsterte lautlos: „Mein Peterchen, mein armes Peterchen!“

Sie küßte ihn behutsam auf die Stirn und erhob sich. Als sie die Tür zum Badezimmer öffnete, die ein wenig knarrte, schlug Hollbruch die Augen auf.

„Guten Morgen, Dieten.“

„Guten Morgen, Peterchen.“

„Ist es schon sehr spät?“

(Fortsetzung von Seite 356.)

„Nein, acht Uhr. Du kannst noch liegenbleiben, bis ich gewaschen bin.“

Er hörte, wie Dieten das Wasser in die Badewanne einlies, und empfand das Plätschern des Wassers wie etwas unendlich Beruhigendes. Sein Herz war voll von Liebe für Dieten. Alles, was man für sie tat, war viel zu wenig. Wenn man Geld besaß, konnte man für Dieten schöne Kleider kaufen und einen Pelzmantel, damit sie nicht fror, und vielleicht einen Ring oder eine Perlenkette, aber nein, sie machte sich nichts aus Juwelen. Man konnte mit ihr durch die Welt fahren und wenn man sich sattgesehen hatte, dann kaufte man eine kleine Villa in Lugano oder im Schwarzwald oder oben im Norden, auf der Insel Fehmarn. Es wäre wunderbar, jeden Wunsch Dietens erfüllen zu können, bevor er noch ausgesprochen worden war.

Hollbruch sprang eilig aus dem Bett, als hätte er Angst, die große Chance seines Lebens zu versäumen.

Während sie beim Frühstück saßen, es gab Margarine-Stullen und Johannisbeerwein, erklärte Dieten: „Wir müssen Eva in Magdeburg anrufen, damit das Flugzeug bereit sei.“

„Ja, das müssen wir, aber woher sollen wir das Geld für das Telefongespräch nehmen?“

„Keine Sorge. Ich gehe zu Frau Marzahn hinunter. Sie wird mir erlauben, mit Magdeburg zu sprechen.“

„Du mußt Eva sagen, daß ich heute abend zwischen acht und zehn ankomme. Und sie soll den Mund halten!“

„Sie wird vielleicht kein Geld für Benzin haben.“

„Sie soll es sich ausleihen“, sagte er ungeduldig.

„Dann rufe gleich Keridan an.“

„Später, Dieten, es sieht zu happig aus.“

„Hast du noch Geld für den Automaten?“

„Ja, danke.“ Er blickte sie bekümmert an. „Aber wie willst du aus der Villa rauskommen, Dieten?“

„Mache dir keine Gedanken, Peterchen. Ich komme weg. Du kannst dich auf mich verlassen.“ Sie überlegte eine Weile. „Wir werden vor Keridan vereinbaren, daß du mir sofort nach deiner Landung in der Schweiz eine Depesche schickst. Wenn dein Telegramm ankommt, muß mich Keridan freigeben.“

„Ich glaube nicht, daß Keridan darauf eingehen wird. Dieses Telegramm ist kein Beweis, daß ich das Geld richtig abgeliefert habe.“

„Nein, es ist kein Beweis, aber dennoch werde ich morgen früh die Villa verlassen. Du kannst davon überzeugt sein.“

„Ich bin gar nicht davon überzeugt, Dieten.“

„Du mußt davon überzeugt sein. Ich fahre morgen nach der Schweiz. Wo wollen wir uns treffen?“

„Am besten in Zürich“, antwortete er sorgenvoll. „Ich werde in dem kleinen Gasthof „Zum Bären“ absteigen, wo ich schon mal gewohnt habe.“

„Schön. Ich bin übermorgen früh bei dir im Gasthof „Zum Bären“ in Zürich.“

„Du bist so sicher, Dieten.“

„Wenn man ein großes Spiel spielen will, muß man seiner Sache sicher sein, sonst kann man nicht gewinnen.“ Sie stand auf. „Jetzt will ich zu der Gemüsefrau gehen, um Eva anzurufen.“

Hollbruch packte inzwischen seinen kleinen Handkoffer. Es war keine große Arbeit, denn außer ein bißchen Wäsche und Toilette-Sachen gab es nicht viel mitzunehmen. Das Wertvollste waren zwei Bilder in schmalen Silberrahmen. Das eine zeigte den alten Baron Hollbruch, ein trockenes Gesicht mit kühner Nase und mit hellen Augen, die hochmütig diese armselige Welt der kleinen Schieber und Profitmacher zu betrachten schienen. Das andere Bild stellte Dieten dar, eine sorglose und fröhlich lächelnde junge Frau.

„Alles in Ordnung“, erklärte Dieten zurückkommend. „Frau Marzahn hat zwar ein bißchen gemeckert, aber Meckern muß sein, sonst macht das Leben keinen Spaß. Eva freut sich sehr, daß du kommst. Sie freut sich sogar zu heftig für meinen Geschmack. Diese Sportfliegerinnen sind immer gefährlich.“ Sie lächelte. „Nimm dich bloß in acht, Peterchen.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Sammlung in der Mitte.

Die eidgenössischen Räte geben dem Genfer Kommunistenverbot die Sanktion: Der Nationalrat ist schon vorangegangen: 112 Stimmen, einige Enthaltungen, 42 Gegenstimmen der Sozialisten und Kommunisten — damit ist der Fall „erledigt“. Erledigt sind aber zur Hauptsache die Kommunisten schon längst . . . ihre Stimmenzahlen nehmen mehr und mehr ab, bei jeder Wahl, so in Basel, so in Zürich, wird die Abbröckelung erwiesen, und zuletzt werden nur die Grüpplein bleiben, die Stalins Henkerkurs gutheißen und tatsächlich an die verbrecherischen Verschönerungen ihrer ehemaligen Genossen glauben.

Aber auch die Frontisten sind glatt erledigt: In der Stadt Zürich blieben ihre 10 Stadt-Abgeordneten auf der Strecke. Rolf Henne hat seinen Platz geräumt, will nicht mehr „Führer“ spielen. Die Rivalen, deren Namen kaum mehr wichtig genommen werden, trennen sich in neue Grüppchen und marschieren in immer kleineren Haufen. Mag sein, daß das österreichische Schicksal sie vollends deroutiert hat. Sie glaubten bisher an die Möglichkeit, „eidgenössische Nazis“ mit eigenen Morgensternen und „Haaruis“ statt „Heil Hitler“ zu sein, so wie die Nazis in Oesterreich auf eine gewisse Selbständigkeit zählten, und nun mußten sie einem beispiellosen Einmarsch der immerhin fremden Macht zuschauen. Da hieß es überlegen . . . und Nationalrat Tobler erschien erstmals ohne Frontenabzeichen im Parlament.

Inzwischen wird nun verhandelt über die Einbeziehung der Sozialdemokraten in die Bundesregierung. Konferenzen der verschiedenen Parteileitungen mit dem Bundesrat und mit dem Militärdepartement arbeiten an den zu treffenden Entscheidungen. An diesen Konferenzen frontierte keine der maßgebenden Gruppen mehr. Es gibt auch in den Ratsverhandlungen, wenn die neuen Wehrmaßnahmen diskutiert werden, kaum mehr grundsätzliche Differenzen zwischen links und rechts, und die Verlängerung der Dienstzeit scheint bald einmal Wirklichkeit zu werden. Man kann sich darüber freuen, man kann auch sehr ernst werden, wenn man überlegt, welcher äußern Gefährdungen es braucht, um solche „Befehlungen zur Vernunft“ Wirklichkeit werden zu lassen.

Daß die Vernunft noch nicht allseitig geworden, erlebte man am vorläufigen Schicksal der sozialistischen Arbeitsbeschaffungsinitiative, die zwar nicht abgesägt, aber auf die Junifession verschoben wurde. Der Bundesrat wird einen Gegenentwurf ausarbeiten und mit großer Wahrscheinlichkeit die Initiative selbst nach dem Gegentext des freifinnigen Stadtpräsidenten Widmer-Wintertur hin ummodellieren. Geschieht dies, dann erleben wir, was wir eigentlich noch nie erlebt: Die bundesrätliche und parlamentarische Akzeptierung einer grundsätzlichen Forderung von links. Es harzt noch, aber es wird gehen.

Ohne Zweifel würde die Linke im Laufe der Jahre mehr Entgegenkommen gefunden haben, wenn sie immer so entschieden für den eidgenössischen Wehrgedanken eingetreten. Man soll sie aber heute nicht verhöhnern, weil sie etwas vom Völkerbund und von der Abrüstung erhofft . . .

Linie Wien-Ankara.

Her von Papen, dem das Verdienst zukommt, Oesterreich unterminiert und für den totalen nationalsozialistischen Angriff sturmreif gemacht zu haben, wird zum Gesandten in Ankara gemacht. Ankara bedeutet mehr als die türkische Hauptstadt: Die Türkei führt heute im „Balkanbund“ und pflegt zudem traditionelle ruflandfreundliche Politik. Wer Ankara erobert, der gewinnt den entscheidenden Punkt der gewaltigen Ländermasse zwischen Preßburg und dem Irak, von welchem aus alle dazwischen liegenden Hauptstädte bearbeitet werden können. Und wer Ankara von Rußland zu lösen versteht, der hat den Obergewinn Stalin und die bolschewistische Großmacht eines der wichtigsten Vorposten beraubt. Die Führer in